

Ismene Poulakos

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Namibia

vom 05. Januar bis 18. Februar 2001

Internet in Namibia

Von Ismene Poulakos

Namibia vom 05.01. - 18.02.2001

Inhalt

1. Zur Person	360
2. Vorbemerkung	360
3. Namibia und die Deutschen	360
4. Schulen ans Netz	363
5. Rechner Marke Eigenbau	365
6. Afrikanische Inhalte	368
7. Kommunikation, egal wie	369
8. So teuer ist das Internet	369
9. Mobile Lösungen	371
10. Chancen und Hürden	372
11. Aktivitäten der Regierung	373
12. Multi Purpose Community Centres	374
13. Zum Schluss ein paar kritische Stimmen	375
14. Danksagung	377

1. Zur Person

- geboren am 29.04.1970, einen Sohn Joshua
- Studium: Soziologie, Medienwissenschaften und Psychologie in Düsseldorf
- Seit 1997 freie Multimediaredakteurin beim Kölner Stadt-Anzeiger
Volontariat beim Kölner Stadt-Anzeiger
- Seit Anfang des Jahres Online- und Multimediaredakteurin beim Kölner Stadt-Anzeiger
- In Namibia vom 5. Januar bis 18. Februar 2001

2. Vorbemerkung

Das Internet hat keine Hautfarbe. Es ist auch nicht deutsch. Doch wenn eine Deutsche nach Namibia fährt, um das Thema „Afrika und seine Entwicklungschancen durch das Internet“ zu recherchieren, stößt sie unweigerlich auf die präsenten Überreste zum einen der Apartheid und zum anderen der deutschen Kolonialgeschichte. Ein Bericht ohne diese zwei Aspekte ist lückenhaft, reduziert man aber alles darauf, wird man Namibia nicht gerecht. Während meines sechswöchigen Aufenthalts habe ich einige Tage bei der Allgemeinen Zeitung hospitiert, der einzigen deutschen Tageszeitung in Afrika. In diesen Tagen habe ich wenig über das Internet erfahren, aber viel über die deutschstämmigen Namibier. Aus diesen Erfahrungen ist – quasi als kleines Intro – der erste Absatz „Namibia und die Deutschen“ entstanden. Er hat einiges mit Namibia zu tun, aber wenig mit dem Internet. Erst mit der Überschrift „Schulen ans Netz“ beginnt das eigentliche Thema meines Berichtes.

3. Namibia und die Deutschen

An der Wand hängt ein gerahmtes Bild der blonden Miss-Teen-Namibia 1995, daneben die deutsche Bundesligatabelle. Im Regal gegenüber reihen sich Ordner mit den Aufschriften „Afrika/ Bevölkerung“, „Kühe und Schafe“, „Fleisch und Regen“. Im Büro von Eberhard Hoffmann lehnt ein Wagenheber in der Ecke: „Den brauchen wir, wenn wir für einen Bericht in die Wüste fahren.“ Hoffmann ist Chefredakteur der einzigen deutschsprachigen Tageszeitung Afrikas. Die „Allgemeine Zeitung“ (AZ) erscheint fünf Mal in der Woche in Windhuk und im Internet unter www.az-namibia.de. Das Redaktionsgebäude im Zentrum der wohl beschaulichsten Hauptstadt Afrikas war ehemals ein Pferdestall, an den nur noch die flache Bauweise erinnert. An

abgewetzten Schreibtischen sitzt dort das junge 14-köpfige Redaktionsteam, das täglich acht Seiten Nachrichten in deutscher Sprache produziert: Über einen neuen Korruptionsverdacht in der Regierung, einen toten Touristen im Fish River Canyon, die Aidsopfer in Afrika oder auch über die BSE-Krise in Deutschland. Für manche Farmer in entlegenen Winkeln des Landes ist die AZ der Draht zur Welt.

Zwischen 4.000 und 5.000 Exemplare werden täglich gedruckt. Viel mehr sind nicht zu verkaufen; denn nur rund 25.000 deutschstämmige Namibier sind im ehemaligen „Deutsch Südwest-Afrika“ zu Hause. Die Nachfahren früherer Kolonialherren sind eine Minderheit, aber eine überaus präzente. Es gibt ein Radioprogramm, das den ganzen Tag deutsche Schlager dudelt, Restaurants mit Schweinshaxe, Knödeln und Apfelstrudel, in deutschen Brauhäusern schenken Frauen im Dirndl deutsches Bier aus, und im April erschreckt ein Rosenmontagszug schwarze Passanten.

Die ersten Deutschen in Namibia waren Missionare. Die Einwanderung deutscher Siedler begann 1885, als Südwest-Afrika zum deutschen Schutzgebiet erklärt wurde – auch wenn die schwarzen Häuptlinge verwundert fragten, vor wem oder was die Deutschen sie denn beschützen wollten.

Adolf Lüderitz, Tabakkaufmann aus Bremen, hatte auf der Suche nach dem letzten weißen Flecken auf der Weltkolonialkarte ein Stück südliches Afrika ausgemacht, trocken und unwirtlich zwar, aber unbesetzt. Gegen 200 Gewehre und 100 Englische Pfund erwarb der Kaufmann ein Gebiet an der heutigen Lüderitzbucht von Nama-Kapitein Joseph Fredericks – ein unanständiges Geschäft, da es in der Tradition der in Namibia lebenden Stämme keinen Privatbesitz von Land gibt.

Der unrühmlichste Moment deutsch-namibischer Geschichte war die Schlacht am Waterberg. Hier revoltierte am 11. August 1904 der Stamm der Hereros gegen die immer dominanter auftretenden Siedler. Nach blutigen Kämpfen waren die Aufständischen am nächsten Tag geschlagen, die Schutztruppe nahm die Verfolgung des fliehenden Volkes auf und trieb sie in die wasserlose Wüste – von 60.000 überlebten nur 20.000. Der Erste Weltkrieg hatte auch im südlichen Afrika Auswirkungen. Die deutschen Schutztruppen kapitulierten schon 1915 vor den einmarschierenden Südafrikanern. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte Südafrika auch in seiner „fünften Provinz“ Namibia die Apartheidsgesetze ein, mit denen sich die Deutschen gut arrangierten. Seit 1990 ist Namibia unabhängig. Mit seiner „Politik der Versöhnung“ steht der amtierende Präsident Sam Nujoma für eine Politik des Miteinander.

Die Deutschstämmigen besitzen Farmen oder Safariunternehmen, sind Lehrer, Anwälte, Ärzte oder verkaufen deutsche Wurstwaren. Die ehemaligen Kolonialherren sind zwar die kleinste, aber auch einkommensstärkste Volksgruppe – „Namibia gehört weltweit zu den Ländern mit der größten Kluft zwi-

schen Arm und Reich“, sagt Hoffmann. Auch zehn Jahre nach der Unabhängigkeit leidet das Land immer noch an einer tief gespaltenen Gesellschaft: Auf der einen Seite die Schwarzen, die zwar politisch das Sagen haben, aber immer noch in den ehemaligen Apartheidshettos am Stadtrand leben. Auf der anderen Seite die Minderheit der Weißen, mit der faktischen Macht des Geldes ausgestattet, aber politisch apathisch und oft abgekapselt in einer kleinen Welt aus Vorurteilen und der Verklärung der „guten alten Zeit“.

Dazu gehört auch die Vergangenheit der AZ. In ihrer über 80-jährigen Geschichte hatte sie sich vor allem einen Namen als stramm deutsch-nationales Blatt gemacht. Bis in die 70er Jahre unterstützte die Zeitung – immer auf der Seite der vermeintlichen Sieger – die Apartheidspolitik der Buren. Und noch in den späten 80ern veröffentlichte die Redaktion eine Todesanzeige von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß, und Hitlers Geburtstag wurde auf der Leserbriefseite gewürdigt.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Tag für Tag übt Chefredakteur Eberhard Hoffmann den Spagat, die konservativen Stammleser zu halten und trotzdem eine weltoffene und liberale Zeitung zu machen. Dabei kämpft er an vielen Fronten. Auch die Vertreter der allein regierenden Swapo-Partei sind empfindlich und unterstellen kritischen weißen Journalisten schnell rassistische oder koloniale Attitüden. „Die Swapo wird nach wie vor als Befreiungsbewegung wahrgenommen und nicht als regierende Partei“, klagt Politikredakteur Marc Springer.

Um die tägliche Gratwanderung zwischen linksliberalen und rechtsradikalen Lesern zu meistern, hat Hoffmann ein buntes Team zusammengestellt: Edgar Hälbig, tätowierter Gerichtsreporter und begeisterter Karnevalist, Sybille Schott, Jugendredakteurin und ausgewanderte Krankenschwester aus Sachsen, der bärtige Dirk Heinrich, seit 21 Jahren bei der AZ, rustikal, wortkarg, aber mit einem Sinn für grobe Scherze, oder der langhaarige Wirtschaftsjournalist Sven Heussen, der nebenberuflich als Unternehmensberater tätig ist, am Wochenende in einer Heavy-Metall-Band spielt und meint: „Ich bin anders als meine Leser.“

Eine kleine Sensation war es, als vor zwei Jahren der erste schwarze Redakteur eingestellt wurde, der Sportreporter Andreas Shiyoo, ein ehemaliger Spieler der Jugendnationalmannschaft Namibias. Der 25-Jährige ist eines von rund 400 so genannten „DDR-Kindern“, schwarzen Söhnen und Töchtern von Freiheits-Kämpfern, die Mitte der Siebziger, als die Südafrikaner sogar Flüchtlingscamps bombardierten, von der DDR aufgenommen wurden. Dort wuchsen sie in einem Kinderheim auf, besuchten deutsche Schulen und wurden nach über zehn Jahren von einem Tag auf den anderen in Sondermaschinen zurück nach Afrika gebracht – „das war ein Schock“, erinnert sich Andreas Shiyoo.

Namibia war unabhängig geworden, der Krieg vorbei und die Jugendlichen sollten beim Aufbau ihres Landes dabei sein – ein Land mit fremden Eltern, einer fremden Sprache und einer Kultur, die für sie allenfalls exotisch war. Andreas Shiyoo gehörte zu den Kindern, die nicht von ihren Eltern abgeholt wurden. Sein Vater war im Buschkrieg gegen die südafrikanischen Besatzer gefallen, seine Mutter hat sich nie bemüht, ihren Sohn wiederzusehen. Für Waisenkinder wie ihn wurden – übrigens mit Hilfe einer Kampagne der Allgemeinen Zeitung – Pflegeeltern gesucht. Shiyoo kam in den Ferien bei einer deutschstämmigen Farmerfamilie unter, während der Schulzeit lebte er in einem Kinderheim.

Mit den „schwarzen Deutschen“ berührten sich erstmals die Kulturen. Mittlerweile arbeiten die deutschsprachigen Schwarzen in deutschen Reisebüros, moderieren deutsche Radiosendungen oder verkaufen deutsche Bücher. Insgesamt vier von ihnen arbeiten bei der deutschen Tageszeitung. Auch Naita Hishoono, jüngste Mitarbeiterin und Volontärin, ist in der DDR groß geworden. Die 24-jährige hat erst Hotelmanagement in Österreich studiert und im Anschluss auf der Expo in Hannover gearbeitet. Dort hat sie beschlossen, Journalistin zu werden: „Ich schulde Namibia etwas“, sagt sie, „denn im Kopf bin ich schwarz und weiß.“

4. Schulen ans Netz

Joris Komen ist ein Besessener. Der englisch-stämmige Namibier hat einen Traum und für diesen Traum arbeitet er rund um die Uhr: Er will alle 1.518 Schulen Namibias ans Internet bringen. Vier Jahre gibt er sich Zeit dafür. „934 davon haben weder Strom, Toiletten, Telefon noch eine Bibliothek“, sagt der bärtige Mann, „wir müssen die Regierung, die Telecom und die Energielieferanten überzeugen“.

Das Internet sei eine billige und wunderbare Brücke. Komen glaubt fest an die Theorie des „leapfrogging“, der großen Hoffnung für die Entwicklungsländer. Die Theorie besagt, dass die Entwicklungsländer mit digitaler Technik vom industriellen „Mittelalter“ direkt in die digitale Neuzeit „hüpfen“ können – einer der glühendsten Anhänger dieser Theorie ist der amerikanische Technikoptimist Nicholas Negroponte vom renommierten Forschungszentrum MIT. Technologien, die im Westen als High-Tech-Spielerei gelten, können in Entwicklungsländern billiger und praktikabler sein als etablierte Lösungen. So bietet zum Beispiel ein Mobilfunknetz für viele afrikanische Länder eine stabilere Lösung, als ein pflege- und kostenintensives modernes Festnetz.

1996 hatten nur 11 afrikanische Länder Zugang zum Internet, mittlerweile sind alle online. Allerdings leben zwei Drittel der rund 1,5 Millionen Inter-

netnutzer in Südafrika. Bislang existieren in Namibia rund 15.000 Internet-Anschlüsse und eines der besten Telekommunikationsnetzwerke in ganz Afrika. Mindestens 23.000 haben die Möglichkeit online zu gehen – sei es zu Hause, in der Schule oder im Büro. Von den 743 Millionen Einwohnern der anderen afrikanischen Länder haben nur eine halbe Million Zugang zum Netz. Während im Weltdurchschnitt ein Internetnutzer auf 38 Einwohner kommt, sind es in Afrika pro Internetanschluss 1.500 Einwohner – in Europa geht jeder vierte online.

Nur persönliches Engagement kann eine neue Technologie, deren Nutzen noch nicht offen auf der Hand liegt, auf die Tagesordnung der Politiker bringen. Im Februar 2000 gründete Joris Komen „Schoolnet“ (www.schoolnet.na). Die Idee von Schoolnet basiert maßgeblich auf der Eigenverantwortung der Kinder. „Die Kids identifizieren sich mit der Idee und dem Equipment, sie reparieren die Rechner und trainieren sich gegenseitig“, sagt Komen. Sie seien stolz darauf, Besitzer der Technik zu sein. Die Lehrer hingegen weigerten sich, Verantwortung zu übernehmen.

Internet außerhalb der Uni gibt es seit etwa sieben Jahren in Namibia, schätzt Thorsten Hübner, Betreiber des kleinen Providers Namibia Gateway, der ausschließlich Firmenkunden betreut (www.namweb.na). „In den Anfängen war es ungeheuer primitiv und langsam“. Heute sei es viel besser geworden, erzählt Hübner, schränkt aber ein: „Die Telefonleitungen sind nach wie vor ein Problem, besonders wenn es regnet“.

Es gibt rund 150.000 Festnetzanschlüsse und rund 70.000 Mobiltelefone. 1,5 Billionen namibische Dollar (rund 500 Millionen Mark) hat die staatliche Telecom Namibia in die Modernisierung der Netze auch in ländlichen Gebieten gesteckt. Und ländliche Gebiete gibt es viele: Namibia ist zwar rund 2,5 mal so groß wie die Bundesrepublik, hat jedoch nur 1,7 Millionen Einwohner. Eine Studie des Zentrums für internationale Entwicklung der amerikanischen Harvard Universität sieht Namibia bezüglich der Internet-Anschlüsse und seiner Infrastruktur in Afrika auf dem vierten Platz. Die Internetnutzung wächst schnell, ist aber weitgehend auf Ballungszentren wie Windhoek, Walvis Bay, Swakopmund, Keetmanshoop und Oshakati beschränkt. Es gibt sechs kommerzielle Service Provider (ISP), davon dominieren Uunet Namibia, Africa Online Namibia und Mweb. Africa Online gewinnt zur Zeit pro Tag sieben neue Kunden, Uunet Namibia 12. Der ISP-Ableger der Telecom Namibia iWay ist erst kürzlich gestartet.

In Namibia gibt es 583.000 Schüler und 70.000 Lehrer. Kein schlechter Schnitt, aber mit einem hohen Preis. 92 Prozent der Ausgaben des Bildungsministeriums schlucken die Lehrergehälter, der finanzielle Spielraum ist also minimal. Das Thema Internet hat keine Priorität. Es gibt wenige privilegierte, vornehmlich von Weißen besuchte Schulen, die hervorragend mit

Computern und Netzanschlüssen ausgestattet sind. Und es gibt die Mehrzahl der Schulen, denen es am Nötigsten fehlt – Strom, Bücher, Toiletten.

5. Rechner Marke Eigenbau

Von dem Willen der Schüler kann man sich in der Hauptstadt Windhuk selbst überzeugen. Hier ist der Sitz von Schoolnet, die Initiative hat sich in einem Nebengebäude des Nationalmuseums angesiedelt. Diese kostenfreien Räume und ein Sekretär sind der Beitrag der Regierung. Besonders nachmittags herrscht bei Schoolnet reger Betrieb. Zwei Rechner stehen im Sekretariat, an denen immer eine Traube von Kindern und Jugendlichen surft. Kostenlos, versteht sich. In einem Raum arbeiten rund zwanzig schwarze Jugendliche. Einige beugen sich mit Schraubenziehern über Motherboards, Prozessoren und angestaubte Grafikkarten. Andere sitzen konzentriert vor Bildschirmen und wühlen sich leise fluchend durch das Betriebssystem oder erklären ihrem Nachbarn wie man den Arbeitsspeicher erweitern kann.

Bei Schoolnet müssen sich die Schüler ihre Rechner selber zusammenbauen, ihr Internet-Werkzeug entsteht unter ihren eigenen Händen. Sie lernen selbständig Webseiten zu gestalten und Netzwerke zu managen. Über ihre Fähigkeiten wird ihnen ein Zertifikat ausgestellt, das an Bekanntheit und unter namibischen Arbeitgebern an Ansehen gewinnt. Das ist nicht nur ein pädagogisch kluger Schachzug, sondern auch ein bitter notwendiger. Denn selbst wenn eine namibische Schule in der Lage ist, einige Rechner und Internet-Anschlüsse bereit zu stellen – Gelder für Techniker und aufwendigen Support gibt es garantiert nicht. Und 85 Prozent aller IT-Fachkräfte sind keine Namibier – gute IT-Leute gehen in den Westen, klagen die Unternehmer.

Genau daran scheitern viele engagierte Entwicklungsprojekte. „Viele Programme setzen nicht auf Eigenengagement“, erklärt Dennis Keulder, Leiter des National Institute for Democracy (NID). Das NID entwirft Bildungsprogramme, besonders werden Gründer kleiner Betriebe unterstützt. „Die Leute dürfen nicht darauf warten, dass die Arbeit zu ihnen kommt“, sagt Keulder. Sie seien zu passiv, sowohl die Menschen aus schwarzen wie auch aus den weißen Bevölkerungsschichten. Es sei problematisch, dass es an den Schulen kein Fach wie Unternehmertum gebe – „zu viele Projekte setzen nicht auf Eigeninitiative“. Schoolnet sei eine große Hoffnung.

Auch für Sofia ist Schoolnet die große Hoffnung. Die Zwanzigjährige hat 1998 ihren Schulabschluss gemacht, seitdem ist sie ohne Job. Mit ihren Eltern lebt sie im armen Schwarzenviertel Katutura, am Rande von Windhoek. Jeden Tag kommt sie mit den so genannten „Katutura-Taxis“ in die Innenstadt, um bei Joris ihre Computerkenntnisse zu verbessern. Mittlerweile ist ihr

Berufsziel klar: Ein Job in der IT-Branche. Ihre Freundin Nelly, 20, ist seit November 2000 dabei. Ihr Lieblingsthema ist Hardware: „Ich möchte Computerwissenschaften studieren“, gesteht sie, „aber das geht nur mit einem Stipendium“. Die beiden sind zwei von mittlerweile 127 Freiwilligen, die bereits für das Projekt arbeiten. Doch ihre ehrenamtliche Tätigkeit kommt ihnen auch ganz konkret zu Gute. Um den Jugendlichen die Arbeit bei Schoolnet attraktiv zu machen, hat sich Joris Komen ein System ausgedacht, dass pro Arbeitsstunde Bonuspunkte vorsieht. Diese Bonuspunkte können umgetauscht werden – in Jeans, Fahrräder oder Sonnenbrillen, gesponsert von Geschäftsleuten. Geld hingegen gibt es nicht, da viele Kinder Bares zu Hause abgeben müssen.

Die Schoolnet-Idee basiert auf Spenden von alten, ausrangierten, zum Teil auch defekten Computern und Zubehör. Aus drei gespendeten Computern machen die Kinder in Handarbeit zwei „neue“ Schoolnet-Rechner. Im Jahr 2000 wurden so 600 Computer fertig gestellt. Zum Vergleich: In einem Jahr werden in Namibia nur 9.000 bis 12.000 Rechner verkauft. Computer sind in Namibia ein Luxusgut, das sich nur Privilegierte leisten können. „In Europa wird so viel Equipment einfach vernichtet“, bedauert Komen. Allein in Großbritannien seien es jährlich eine Million Computer.

Und auch sonst versucht er die Kosten für sein engagiertes Projekt möglichst niedrig zu halten. Die Server laufen mit dem freien und kostenlosen Betriebssystem Linux und auch auf den Workstations wird nicht mit dem teuren Microsoft-Office-Paket gearbeitet, sondern mit dem kostenlosen Staroffice. Auch bei dem Problem der Elektrizität sucht Schoolnet neue Wege. So sollen im nächsten Jahr mit Hilfe schwedischer Gelder 33 Schulen mit Solarstrom ausgerüstet werden – rund 13.000 Mark kostet eine solche Ausstattung, die besonders Schulen in abgelegenen Gegenden helfen wird.

Eine der Vorzeigeschulen von Schoolnet ist die Secondary School von Pnhofi, nur ein paar Kilometer von der angolanischen Grenze entfernt. Hier am Nordrand von Namibia haben alle Schüler die Möglichkeit ins Internet zu gehen – außerhalb des Unterrichtes müssen sie allerdings sechs namibische Dollar (rund 1,70 Mark) pro Stunde dafür bezahlen. Sport, Popstars und ausländische Zeitungen seien die Favoriten ihrer Schüler, erzählt die namibische Computerlehrerin Daisy. 42 Computer stehen den Schülern dazu zur Verfügung. Marc aus Texas kümmert sich mit ihr und einem Kollegen aus den Niederlanden zur Zeit um die Internet-Ausbildung der Schüler. „Sie sollen lernen sich selbst zu helfen“, meint Daisy und erzählt von einer Schule in der Nähe, deren Belegschaft zwar durch eine Spende in den Besitz von Computer und Modems gelangt ist, die aber nicht weiß, wie sie diese installieren sollen.

Doch nicht alle sind der Meinung von Joris Komen, es käme nur darauf an, die Kinder und Jugendlichen auszubilden. So setzt das mit der Hanns-Seidel-

Stiftung verbundene Institute for Educational Carrer Development (IECD) einen besonderen Schwerpunkt auf die Ausbildung von Entscheidungsträgern – von Lehrern, Schulinspektoren und Schulleitern. „Wir machen Seminare und bekommen dafür Entwicklungsgelder“, fasst Lloyd Ullrich, IT-Experte des IECD, zusammen.

In den Fortbildungen geht es um Pädagogik, Organisation und Schulmanagement. Das IECD hat vor rund 20 Monaten ein Projekt ins Leben gerufen, das den Schuldirektoren einen Informationsaustausch über das Internet ermöglichen soll. Jede Schule kann Projekte, Ideen oder Regelwerke im Internet publizieren und so anderen Schulen Anregungen geben oder sogar die Arbeit erleichtern. So ist es im Norden im Caprivistreifen extrem schwer für Lehrer, eine Wohnung zu finden, da die meisten Menschen in Hütten leben. Der IECD hat die Berechnung eines günstigen Hausbaus mit Fotos in Netz gestellt – ein Service, der sich laut Ullrich zum Renner entwickelt hat. Sind erst einmal alle Schulen online, kann das Internet auch helfen, Kosten zu sparen: „Wenn ein Lehrplan geändert wird, wird er 1.500 mal verschickt“, sagt Ullrich. „Günstiger ginge das über E-Mail oder eine Webseite“.

Um die Schulleiter auszubilden, besitzt das IECD eine mobile Trainingseinheit mit Modems und Computern, die sich leicht in einem Auto verstauen lässt – „fünf vernetzte Computer passen genau auf den Rücksitz und in den Kofferraum“, sagt Ullrich. Mit dieser Ausrüstung fahren sie in die ländlichen Gebiete und schulen die Verantwortlichen in der Computer-, E-Mail- und Internetnutzung. Dabei stehen erst einmal ganz grundlegende Fragen im Vordergrund: Was ist eine Maus? Was ist der Unterschied zwischen Software und Hardware? „Mit dem Internet können die Schulen jede wichtige Information auch über das Ausland erhalten“, sagt Wolfgang Kleine von der Hanns-Seidel-Stiftung stolz, „die Regierung kann keine Informationen zurück halten“.

Tatsächlich ist Namibia ständig in Gefahr autokratische politische Strukturen zu entwickeln. Der Wissenschaftler Chris Tapscott spricht im „Southern Africa Report“ von einer zunehmenden Arroganz der Macht, einer langsamen Erosion der zivilen Freiheiten, wachsender Korruption und politischer Intoleranz. „Präsident Sam Nujoma hat sich gegen die Verfassung für eine dritte Amtszeit wählen lassen“, kritisiert Eberhard Hoffmann von der Allgemeinen Zeitung. „Will er vielleicht wie Mugabe in Simbabwe auf Lebenszeit regieren?“ Die namibische Zivilgesellschaft sei noch intakt, aber gefährdet, meint der Chefredakteur der AZ.

Gerade zur Zeit versucht die Regierung die englischsprachige Tageszeitung „The Namibian“ unter Druck zu setzen. Der Namibian ist aus der ehemaligen Befreiungsbewegung (und jetzigen Regierungspartei SWAPO) hervorgegangen. Mittlerweile hat er sich unter seiner Herausgeberin Gwen Lister aber zu

einem unabhängigen und regierungskritischen Blatt entwickelt. Zur Zeit hat die namibische Regierung einen Anzeigenstopp über die Zeitung verhängt, mit der Begründung, die Berichterstattung sei regierungsfeindlich.

6. Afrikanische Inhalte

Auch aus diesem Grund ist es ein Anliegen von Schoolnet, afrikanische Inhalte im Internet zu fördern. Weltweit sind 80 Prozent aller Internetseiten in Englisch verfasst, obwohl nur 10 Prozent aller Menschen Englisch sprechen. In Namibia ist Englisch Amtssprache – bezüglich des Internet ist dies ein Standortvorteil. Als ein vorbildliches Beispiel gilt die preisgekrönte Webseite des Nationalmuseums. Das Internetangebot des Museums bietet mehr als 1.000 Seiten und hat als einziges Museum in Afrika eine Datenbank mit Suchfunktion. Bis 1999 hat Joris Komen an diesem Projekt gearbeitet. Ziel war eine Telelearning-Plattform zu entwickeln, auf der Basis der Daten des Museums. Doch 1999 kam Komen die Einsicht, dass es wenig bringt „all die schönen Webseiten zu haben“, wenn niemand wisse, wie er mit Computern und dem Internet umgehen soll. Außerdem sei Telelearning auf Erwachsene ausgerichtet und die seien oft nicht mehr willig, sich die neuen Technologien anzueignen. Doch statt zu resignieren nahm er sich die Schulen ins Visier – die Kinder sollten Zugang zum Internet bekommen, die Initiative Schoolnet nahm ihren Anfang.

Und auch die Medien sind im Internet aktiv. Sowohl die deutsche AZ, als auch der afrikaanssprachige „Republikein“ sind im Internet präsent. Besonders hervorstechend sind die Seiten des Namibian. Das Internetangebot ist mehr als nur die Abbildung des gedruckten Produkts. In Diskussionsforen wird kontrovers und lebendig über aktuelle Politik, Rassenfragen oder Probleme wie Aids diskutiert. „Wenn es wieder einen Angriff im Caprivi-Streifen gibt, steht es ein paar Stunden später im Internet“, begeistert sich Joern Staby, Netzwerkadministrator und Webmaster des Namibian (diese Doppelfunktion ist nichts ungewöhnliches in Namibia).

Mit einer Auflage von rund 25.000, aber einer Leserschaft von rund 100.000, spielt der Namibian in der Meinungsbildung unter der schwarzen Bevölkerungsmehrheit eine wichtige Rolle. Aber auch das Internetangebot findet Monat für Monat mehr Zuspruch: 6.000 regelmäßige Leser sind es bereits und 50.000 Besucher im Dezember. „Als wir im Internet ein Bild eines gefolterten angolischen Rebellen gezeigt haben, ist der Server durch den Ansturm zusammengebrochen. Wir sind vielen Politikern ein Dorn im Auge.“ Allerdings habe auch er mit Hindernissen zu kämpfen – extern und intern. „Eine Webseite bringt finanziell nicht viel ein, eigentlich müssen wir jede

Ausgabe rechtfertigen“. Dazu komme eine gewisse gesellschaftliche Ernüchterung, was das Internet betreffe: „Der Zugang zu Rechnern bleibt einer kleinen Elite vorbehalten. Die anderen haben andere Probleme: Ausbleiben der Regen, Armut, HIV.“

7. Kommunikation, egal wie

Doch das soll nicht immer so bleiben, das zeigen vorbildliche Projekte. So will die von der Regierung unterstützte Tourismusinitiative NACOBTA den Kommunen helfen, am Tourismusgeschäft zu partizipieren – mit Hilfe des Internet. „Plätze, die von Touristen aufgesucht werden, sind schlecht vernetzt“, sagt Maxi Louis, Leiterin der Organisation. Eine eigene Webseite, auf der die Kommunen alle wichtigen Informationen finden, soll den Anfang machen. Aber am Ende soll ein funktionierendes Buchungs- und Informationssystem stehen. Doch der Weg dahin ist steinig: „Viele Leute im Busch können wir nicht mal anrufen“, sagt Maxi Louis. Zur Zeit versucht die resolute Leiterin, über Organisationen wie das Rote Kreuz an Kommunikationsmöglichkeiten zu kommen. „Das Internet ist nicht mal wichtig“, sagt Jackie, „das erste Ziel ist Kommunikation – egal wie“.

Auch die Vertreter zahlreicher internationaler Institutionen, die in Namibia vertreten sind, sind eifrige Nutzer von E-Mail und Internet – „wir können ohne E-Mail nicht leben“, sagt die Kanadierin Treena Sikora, die für eine begrenzte Zeit beim „Legal Assistance Center (LAC)“ vor allem mit Internetrecherche betraut ist. 99 Prozent ihrer Recherche tätige sie im Internet, so spare sie Zeit und Papier. Im LAC können sich Menschen mit unzureichender Bildung und wenig Geld in Rechtsfragen kostenlos beraten lassen. Die junge Verfassung von Namibia wirft immer noch viele Fragen bei der Interpretation von Recht und Gesetz auf. Im Internet könne sie vergleichbare Urteile aus anderen Ländern finden.

8. So teuer ist das Internet

Schoolnet kommt in Namibia auch deshalb eine so große Bedeutung zu, da zum ersten Mal das Internet nicht mehr nur ein Medium privilegierter, vornehmlich weißer Schichten ist. „Wir sind ein sehr isoliertes Land“, sagt Nahum Gorelick, Gründer des ersten ISP Internet World Wide Namibia (1996), der mittlerweile von dem südafrikanischen ISP Mweb übernommen wurde. „Das Internet verbindet uns mit der Welt“. Doch langsam schlage die Technologie auch in Namibia Wurzeln – „60 Prozent aller privaten Computer werden nur wegen des

Internets gekauft“, sagt er. Nach einer Schätzung von Uunet Namibia gibt es in Namibia rund 20.000 Computer-Arbeitsplätze, die aber noch wesentlich mehr Menschen nutzen. Allein der Wasserlieferant Namwater hat 600 Rechner, von denen allerdings nur ein Teil Internet- oder E-Mail-Funktionen habe.

Für verwöhnte Europäer ist das Internet in Namibia natürlich noch sehr langsam. Ein Datendurchsatz von 56 Kilobit pro Sekunde soll zwar Standard sein, aber häufig wird diese Geschwindigkeit nicht erreicht. Die Preise für einen Internet-Zugang liegen zwischen 100 und 150 namibischen Dollar (also zwischen 30 und 50 Mark) im Monat, eine Stunde im Internet-Cafe kostet zwischen 10 und 20 Dollar. Preise, die eigentlich nur die weiße Oberschicht und Regierungsangehörige bezahlen können. Kein Sonderfall in Afrika: Die Kosten liegen je nach Land und Provider um das vier- bis zwanzigfache über den Preisen in Europa oder den USA, während das Einkommensniveau um das zehnfache niedriger liegt.

Namibia hat eine offizielle Arbeitslosenquote von rund 40 Prozent, rechnen die Statistiken die Unterbeschäftigung mit, wird von einer Quote von rund 60 Prozent gesprochen. Über die Hälfte der Bevölkerung lebt an oder unter der Armutsgrenze und das bei einer sehr krassen Ungleichheit der Einkommen. Den statistisch ausgewiesenen Durchschnittsnamibier gibt es in der Realität nicht. Besonders auf dem Land leben sehr viele in Haushalten ohne Elektrizität, ohne Trinkwasser in angemessener Entfernung, ohne Toiletten. Ganz zu schweigen von Fernsehen, Telefon oder gar Internet. Ein Beispiel: 1993 konsumierten die reichsten ein Prozent der Haushalte ebenso viel wie die ärmsten 50 Prozent. „Die technische Bandbreite ist extrem teuer“, beschwert sich auch Webmaster Joern Staby, „das hemmt die Weiterentwicklung des Internet“. Für die Landbevölkerung hat ein Computer den Wert von zwei Jahreseinkommen, schätzt Harald Schütt, Programm-Koordinator beim Deutschen Entwicklungsdienst.

Die ISPs machen für diese hohen Preise die Monopolstellung der Telecom Namibia verantwortlich: „Wir müssen für die Leitungen jeden Preis zahlen“, beschwert sich Gorelick, „der Telefonmarkt muss schnell liberalisiert werden“. Mit besonderem Argwohn wird nun der ISP-Ableger der Telecom iWay betrachtet. Die Wettbewerber vermuten, dass iWay als Tochter der Telekom günstigere Konditionen und mehr Bandbreite zur Verfügung gestellt bekommt.

Dieser Meinung ist Jaco Krüger, Manager bei iWay, natürlich nicht: „Wir zahlen dasselbe für die Leitungen“, versucht Krüger die Befürchtungen der Konkurrenz zu zerstreuen. „Der Markt ist nicht liberalisiert, aber er ist bereits offen“. Uunet sei als Inhaber eigener Infrastruktur ein klarer Konkurrent der staatlichen Telecom. Und: „Wer sich in Namibia ein Telefon und einen Computer leisten kann, der hat auch die 100 Dollar für einen Internetzugang“, meint Krüger. Was Krüger nicht thematisiert: Die Telecom hat eine direkte Verbindung nach Europa, während bei Uunet alle Verbindungen erst über Südafrika geleitet wer-

den müssen. Das macht die Verbindungen langsamer und vor allem teurer. Barney Harmse, Chef von Uunet in Namibia, sieht vor allem im Satelliten-Monopol der Telecom ein Problem: „Wir leiten alles mit Glasfaserkabeln nach Südafrika und dürfen dann erst Satelliten benutzen. Das verursacht unnötige Kosten“. Außerdem findet er, dürfe Uunet als Konkurrent der Telecom nicht auf den Erwerb von deren Bandbreite angewiesen sein.

Die Telecom argumentiert – wie auch in Deutschland – mit ihrem Grundversorgungsauftrag. Tatsächlich gibt es in Namibia viele Ecken – einsam gelegene Farmen und Dörfer – in denen es sich wirtschaftlich keinesfalls lohnt, Telefonleitungen zu legen. Die Angst der Telecom vor einer Liberalisierung ist nachvollziehbar: Sollten sich Firmen nur auf die Ballungsgebiete beschränken, könnten sie ihren Kunden wesentlich bessere Preise machen. Doch 2004 soll auch in Namibia der Telefonmarkt liberalisiert werden – „und wir glauben, dass das noch früher geschieht“, sagt der iWay-Manager.

9. Mobile Lösungen

Mit der Weitläufigkeit des Landes haben eigentlich alle Unternehmen, Institutionen oder Organisationen zu kämpfen, die in Namibia aktiv sind. Joris Komen benennt als eines der größten Probleme von Schoolnet, das Equipment in die oft abgelegenen Schulen zu transportieren. Jaco Krüger, der mit iWay langfristig auch ein E-Commerce-Portal mit einer virtuellen Shopping-Mall etablieren will, weiß nicht, wie er die im Internet bestellten Waren kostendeckend und schnell zu den Kunden bringen soll.

Mit Hilfe von mobiler Technik will der IT-Spezialist der Versicherung NamLife, Burckhard Zöllner, diesem Problem auf den Leib rücken. NamLife ist ein halbstaatliches Versicherungsunternehmen, das sich zum Ziel gesetzt hat, benachteiligte Bevölkerungsgruppen zu versichern. Der einzige rein namibische Versicherer wird von der Weltbank und der regierenden SWAPO-Partei unterstützt. Seit einiger Zeit sind die Filialen über Uunet vernetzt, so dass die Außenstellen ihre Datenerfassung selbst managen können und immer alle Daten präsent haben. „Doch schon 40 Kilometer weiter im Busch gibt es kein Internet“, sagt Zöllner. „Es gibt auch keinen PC und kein Telefon und keinen Strom“. Und ein Notebook für jeden Versicherungsvertreter sei zu teuer. Doch die Datenbank-Software Oracle Light laufe auch auf PDAs, den kleinen und relativ billigen Taschencomputern, die man mit dem Hauptrechner abgleichen könne. So könnten die Versicherungsvertreter in Zukunft vor ihrer Reise in die ländlichen Gebiete alle Daten aktualisieren und nach ihrer Rückkehr diesen Vorgang mit den neuen Abschlüssen wiederholen.

Zöllner hat noch schönere Visionen: „Am besten würde man Autos mit einem Satellitenanschluss ausstatten“. Doch noch im selben Atemzug gibt er zu, dass solche Lösungen keine Lösungen für Afrika sind: „Wo bekommen wir das Benzin her und wie schützen wir das Auto vor Diebstahl?“, fragt er.

Auch Joern Staby von der Tageszeitung „The Namibian“ träumt von digitalen Möglichkeiten, die die Zeitung schneller in entlegene Gebiete bringt – schließlich ist der „Namibian“ für viele Landbewohner die einzige politische Informationsquelle. „Wir überlegen öffentliche Terminals aufzustellen, an denen man sich die Zeitung im pdf-Format herunterladen kann“, sagt Staby.

10. Chancen und Hürden

Für Namibia könnte eine weite Verbreitung des Internet eine große Chance bedeuten, meint Dirk Handsom, Leiter des Wirtschaftsforschungsinstituts NEPRU. Wegen der langen Zeit der Apartheid habe das Land einen großen Nachholbedarf. Namibia sei eine duale Gesellschaft mit einem modernen und einem traditionellen Sektor. „Im traditionellen Sektor arbeiten zwar die meisten Leute“, sagt Handsom, „aber er ist wirtschaftlich unbedeutend. Namibia ist zu trocken“. Namibia profitiere vor allem von den engen Verflechtungen mit dem modernen Südafrika, der Zoll- und der Währungsunion. „Wirtschaftliche Studien zeigen, dass Nachbarstaaten ebenfalls einen großen Einfluss auf die Entwicklung eines Landes haben. Unser Problem ist die nördliche Grenze zu Angola“. Der Norden von Namibia ist der bevölkerungsreichste Teil, in Relation jedoch der mit den wenigsten Internetanschlüssen. „Dabei bieten moderne Technologien die Möglichkeit aufzuholen“, sagt Handsom. Namibia investiere zwar viel in Bildung, aber viele Aktivitäten konzentrierten sich auf Windhuk. Und: „Der Input ist leider größer als der Output“.

Problematisch bei der Entwicklung neuer Technologien sind die hohen Investitionen bei einem relativ kleinen potentiellen Kundenkreis. So hat die Standard Bank beispielsweise das Online-Banking eingeführt – eine sehr nützliche Einrichtung besonders für Farmer, die nun für ihre Überweisungen keine langen Fahrten mehr auf sich nehmen müssen. Doch bislang hat das neue Produkt nur 400 Kunden. Bis 2001 sollen 100 neue dazu kommen, hofft die Verantwortliche Marie Offner. Viel mehr können es in absehbarer Zeit gar nicht werden. Und selbst bei dieser Handvoll Kunden musste Überzeugungsarbeit geleistet werden: „Wir gehen zu den Leuten und erklären ihnen, wie ihr Computer funktioniert“, sagt Offner.

Im engen Zusammenhang mit dem Bildungsproblem steht auch der gravierende Mangel an IT-Fachpersonal in Namibia. „In Namibia sind Allrounder gefragt“, sagt Wouter van der Waal, Inhaber des Systemhauses Logical

Networks. Doch der „Computer Sciences“-Studiengang an der Universität genieße keinen guten Ruf und die Polytechnics habe viel zu wenig Absolventen, um den stetig steigenden Bedarf zu befriedigen. „Die Unternehmen werben die Studenten schon vor ihrem Abschluss ab“, sagt van der Waal. Das Problem kann Herbert Greis, Dozent an der Polytechnics, bestätigen. Der Informatik-Bereich hat 120 Studenten. Doch nur 20 Prozent aller Studenten machen Examen. Letztes Jahr konnte er 12 Studenten ein Abschlusszeugnis überreichen, an der Universität war es nur ein einziger, der die Prüfungen geschafft hatte.

11. Aktivitäten der Regierung

Bislang sind die Aktivitäten der Regierung noch in der Phase der Workshops, der Konzeptionen und Grundsatzserklärungen. Prinzipiell scheint eine Bereitschaft da zu sein, das Internet in Namibia zu fördern. Immerhin wurde das Systemhaus Schoemans Office Systems beauftragt, gemeinsam mit südafrikanischen Beratern eine „Information-Technology and Communication Policy“ zu erstellen, ein Konzept, das die Marschrichtung des Staates bezüglich der Entwicklung des Internet festlegen soll. „50 Prozent des Bruttosozialproduktes kommen vom Staat“, sagt Theo Schoemans, der die Untersuchung leitet, „die Regierung muss ein Rahmenwerk für die zukünftige Entwicklung des Internet vorgeben“.

Problematisch scheint, dass sich innerhalb der Regierung niemand wirklich für das Internet zuständig fühlt. Verantwortlich für alle Internetaktivitäten der Regierung ist nominell die Ehefrau des Ministers für Handel und Industrie, Hidipo Hamutenya. Offenbar ein klarer Fall von Vetternwirtschaft. „Faul, inkompetent und nie erreichbar“, waren nur einige der Kommentare, die in verschiedenen Interviews „off the records“ genannt wurden. Zu einem Interview war Frau Hamutenya nicht bereit.

Auch auf die freie Wirtschaft kann sich nach Meinung von Theo Schoemans das Land nicht verlassen: „Es gibt 240 IT-Geschäfte in Namibia und das sind 200 zuviel“, sagt er. „Jeder versucht, Computer zu verkaufen, aber ohne fundiertes technisches Wissen“. Daher mangle es überall an gutem Service und Support. Es seien zu viele südafrikanische Firmen auf dem namibischen Markt, die mit Filialen einen schnellen Dollar machen wollten: „Die bilden nicht aus, sondern bringen eigenes Personal mit. All dies führt dazu, dass die digitale Kluft größer und größer wird.“

Ein Team von rund zehn Leuten beschäftigt sich mit den Chancen und Risiken, die im Internet für ein Land wie Namibia liegen und es versucht, konkrete Projekte anzuregen. 80 Experten aus den unterschiedlichsten Bereichen wur-

den mit 70 Fragen interviewt. Ein erstes Ergebnis: Die Preise sind noch zu hoch. „Wir werden der Regierung eine frühe Liberalisierung empfehlen“, sagt Schoemans.

12. Multi Purpose Community Centres

Eine konkrete Vision, wie mit Hilfe des Staates das Internet unter Volk gebracht werden könnte, ist der Aufbau von Multi Purpose Community Centres (MPCCs). MPCCs sind öffentliche Einrichtungen, mittels derer in den kommenden fünf Jahren 80 bis 90 Prozent der Bevölkerung einen Zugang zu Telefon und Internet bekommen sollen. Dabei sollen die MPCCs zu Fuß erreichbar sein. Jede Gemeinde mit mehr als 100 Einwohnern soll ein solches Telekommunikations-Zentrum bekommen, in dem auch ein Faxgerät, ein Fotokopierer, ein Fernseher und ein Radio steht. Beispiele von MPCCs gibt es bereits in Südafrika oder Uganda.

MPCCs, wie sie sich die namibische Internet-Arbeitsgruppe vorstellt, sollen mit High-End-Technologie ausgestattet sein. Schnelle Rechner und schnelle Internetzugänge sollen auch anspruchsvolle Anwendungen möglich machen, zum Beispiel den Austausch großer Dokumente per E-Mail oder das Herunterladen von Bildern oder Software.

Anfang Februar diskutierten Experten in einem Workshop in der Universität in Windhuk über die Vor- und Nachteile solcher Kommunikationszentren. Dabei ging es auch um die Frage, ob nicht auch einfache Telecenter ausreichend seien, wie es sie schon in vielen Ländern gibt. Diese Telecenter bieten ebenfalls Telefon, Fax und oft auch Internetzugang an, jedoch auf niedrigerem Niveau.

63 Telecenter gibt es in Südafrika und ihr größtes Problem ist, dass ständig die Telefonleitungen zusammenbrechen. Manchmal gibt es einen Monat lang keine Verbindungen – das bedeutet für die Betreiber, keine Geschäfte machen zu können. Ein unhaltbarer Zustand, besonders, da die Konkurrenz groß ist – mittlerweile verfügen auch die einfachen Telefonläden (Phone Shops) oft über ein Fax und einen Internet-Rechner, selbst wenn sie in einem Friseursalon oder einem Gemüseladen untergebracht sind.

Die MPCCs sollen sich hingegen durch ihr umfassendes Angebot klar und deutlich von solcher Konkurrenz abheben. Geschultes Personal soll sich um die Kunden kümmern und ihnen den Einstieg in die neuen Medien erleichtern. Und die moderne Ausstattung soll Services möglich machen, die gerade in ländlichen Gegenden eine große Lücke stopfen könnten: Telemedizin, Telelearning, E-Commerce, Computer-Training und lokale Verwaltung. So könnten die Bewohner einer Gemeinde kleine Unternehmen gründen, ohne in eigene Technik zu investieren.

Im Nachbarland Südafrika gibt es in neun Provinzen MPCCs, die von der Regierung eingerichtet wurden – die Government Communication Information Service (GCIS). Ihre Aufgabe: Politische Informationen in ländliche Gemeinden zu bringen und so zur politischen Willensbildung der Landbevölkerung beizutragen. Doch auch die GCIS leiden unter Finanzproblemen und können sich nicht selbst tragen.

Aufgrund dieser Schwierigkeiten schlagen viele vor, bestehende Aktivitäten zu bündeln. Joris Komen plädiert nachdrücklich für die Einrichtung von MPCCs. Nach seiner Vorstellung sollten die Schulen die MPCCs betreiben und auf das bestehende Schoolnet aufsetzen. Bereits 22 afrikanische Länder hätten vergleichbare Projekte, diese Zahl zeige den Erfolg der Idee.

Das hätte für die Schulen den Vorteil, dass Schüler und Lehrer mit einer modernen Ausstattung arbeiten könnten. Dabei solle das Schoolnet-Prinzip der Eigenverantwortung auch hier helfen Kosten zu sparen. Außerdem haben die Telecenter gezeigt, dass solche Einrichtungen einen guten Einstieg ins Berufsleben bieten können. Fast alle Jugendlichen, die in Telecentern Praktika absolviert haben, hätten innerhalb von sechs Monaten einen Job gefunden, erklärt Komen. Die MPCCs hingegen würden von der bestehenden Infrastruktur der Schulen profitieren.

13. Zum Schluss ein paar kritische Stimmen

Das Internet hat in Namibia keine Revolution ausgelöst, nicht einmal eine digitale. Und dennoch hat es das Land geöffnet, es ein wenig verändert und vor allem eine Menge Perspektiven und Visionen ins Leben gerufen. Nur wenige nehmen eine so extreme Position ein wie Harald Schütt, Programm-Koordinator vom Deutschen Entwicklungsdienst, seit 25 Jahren in der Entwicklungshilfe und selbst begeisterter Internetnutzer. „Entwicklungspolitik ist dazu da, die schädlichen Auswirkungen der westlichen Lebensweise und Marktwirtschaft abzumildern. Das Internet ist ein Tentakel dieser westlichen Lebensweise“, sagt er, allen euphorischen Prognosen zum Trotz. Das Internet sei wie eine Sprache und deshalb nicht universell auf der ganzen Welt einsetzbar. Man könne über ein so hochgezüchtetes Technikprodukt nur internet-kompatible Inhalte vermitteln. „Das Internet orientiert sich sehr an unserem westlichen Realitätsvektor“, sagt Schütt. Die Afrikaner hätten eine ganzheitliche Lebensweise, sie bräuchten kein Internet. Wie könne zum Beispiel der starke Bezug der Afrikaner zu ihren Verstorbenen im Internet gezeigt werden? Was das Internet hingegen an für uns brauchbarem Service biete, sei für die meisten Menschen uninteressant – maximal 20 Prozent der afrikanischen Bevölkerung könnten von den Diensten profitieren. So ist für den E-Com-

merce beispielsweise eine Kreditkarte erforderlich, die in Afrika nur die wenigsten besitzen. Das Internet komme nur schwarzen Eliten zu Gute. Tatsächlich ist der durchschnittliche afrikanische Internetnutzer gebildet, männlich, wohnt in der Hauptstadt und arbeitet für internationale Unternehmen, Entwicklungsorganisationen oder Universitäten.

Problematisch ist sicherlich, dass die Technologie den westlichen Standards immer ein wenig hinterher hinkt – auch durch das fehlende Know How und den fehlenden Service. So können zum Beispiel Software-Updates nicht heruntergeladen werden, weil die Leitungskapazitäten für die riesigen westlichen Software-Pakete nicht ausreichen. Internet-Business ist ein globales Business, auf afrikanische Realitäten wird wenig Rücksicht genommen. Welchen ausländischen Käufer interessiert es schon, dass in Namibia nach einem Regenguss die Telefonkästen voll mit Wasser sind?

Gerade die afrikanischen Realitäten sind so manchem westlichen Technikoptimisten fremd. So kritisiert der Wissenschaftler Christian Flatz in einer Studie der Universität Innsbruck, dass sich die Bulletins und Aktionsprogramme lesen „wie ein Wunschzettel an den Weihnachtsmann: Teleeducation soll den Analphabetismus besiegen, Telemedicine alle Krankheiten dieser Erde bekämpfen und der wirtschaftliche Rückstand der so genannten unterentwickelten Länder wird mit dem Sprung ins Informationszeitalter überwunden.“

In einem Artikel in der Online-Zeitschrift Telepolis kommt er daher auch zu einem negativen Fazit: „Afrika ist mit der Schaffung einer umfassenden Informations- und Kommunikationsinfrastruktur ohnehin im Rückstand. Die jetzt versprochenen positiven Effekte werden aller Voraussicht nach nur einem sehr kleinen Teil der afrikanischen Bevölkerung von Nutzen sein. Eine breite Versorgung mit den neuen Technologien wird aus wirtschaftlichen Gründen wie bisher nicht möglich sein.“ Von den Hoffnungen und Träumen offizieller Bulletins bleibe bei genauem Hinsehen also nicht viel übrig.

In ihrem jüngsten Bericht über Informations- und Kommunikations-Technologie (ICT) in aller Welt bekennen die Vereinten Nationen (UN), dass „die krasse Disparität in der Ausbreitung des Internets – und damit der wirtschaftlichen und sozialen Vorteile aus seiner Nutzung – Anlass zu ernster Sorge gibt.“ Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) schätzt, dass die Zahl der Internetnutzer weltweit täglich um 150.000 Nutzer zunehme – 700 Millionen seien weltweit im Netz. Und obwohl das Internet nach Expertenmeinung dazu beitragen könne, Länder der Dritten Welt stärker an den industrialisierten Norden zu binden, trage es bisher nur zu einer weiteren Polarisierung bei, heißt es in dem ICP-Bericht vom Juli 2000. Alle afrikanischen Staaten zusammen seien schwächer im Internet vertreten als die

Benutzer der Stadt New York. Die Kräfte der Globalisierung bescheren einer kleinen Minderheit großen Reichtum und drängen die Mehrheit an den Rand. In knapp 85 Ländern gehe es den Menschen in mehrfacher Hinsicht schlechter als vor zehn Jahren.

Auch aus diesen Gründen warnt Tina James, südafrikanische Internet-Expertin der Schoemans-Arbeitsgruppe, vor digitalen Heilsversprechen: „Wir müssen pragmatisch sein“, fordert sie, „jeder soll ein Telefon mit einem Fußmarsch von höchstens 30 Minuten erreichen können“.

Selbst der Internetfreak und Technik-Optimist Joern Staby vom „Namibian“ gesteht: „Es hat eine gewissen Ernüchterung eingesetzt“. Trotzdem sei das Internet eine Riesenchance, den Informationsfluss von Süd nach Nord zu verstärken: „In den Medien gibt es ein sehr stereotypisches Denken“, sagt Staby, „das Internet kann eine andere Seite Afrikas zeigen“

15. Danksagung

Zum Schluss möchte ich natürlich noch die Gelegenheit nutzen, mich zu bedanken. Bei den Vertretern der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen spannenden Aufenthalt ermöglicht haben. Bei den namibischen Kollegen, für ihre Hilfe und die netten Grillpartys. Und natürlich bei den zahlreichen freundlichen, unkomplizierten und hilfsbereiten Interviewpartnern, die sich für deutsche Verhältnisse unglaublich viel Zeit für meine Fragen genommen haben.